

Subjektivierung, Erschöpfung, Autonomie: eine Analyseskizze¹

⇒ Einleitung

Dass sich »ein Drittel der Deutschen ausgelaugt« fühlt (Kleinschmidt 2014), wie auf Zeit Online nachzulesen ist, dürfte inzwischen nur noch wenige Leser*innen überraschen. Seit gut einem Jahrzehnt steigt nicht nur die Zahl der Arbeitsausfall-Tage aufgrund psychischer Leiden unter den Krankenversicherten in Deutschland. Auch die gesellschaftliche und damit auch wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Leiden der Seele hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Zeitdiagnostisch stellt sich angesichts dessen die Frage, auf welche Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Subjektivität die – empirische und mediale – »Erschöpfungswelle« verweist. Entlang der Kategorien Subjektivierung, Entgrenzung und Flexibilisierung liefert die Arbeitssoziologie hier seit Jahren empirisch wie theoretisch gehaltvolle Antworten. Anderen Zeitdiagnosen zufolge haben sich nicht nur Arbeitsbedingungen und subjektive Ansprüche an Erwerbsarbeit

grundlegend verändert, sondern auch die Lebensstile, Alltagspraktiken und Selbstwahrnehmungen der »Leute« (Vobruba 2009). Der »flexible Mensch« (Sennett 1998), der zugleich ein erfolgreiches Marktsubjekt sein will, kommt demnach im gegenwärtigen Kapitalismus nicht mehr damit aus, ständig steigende Zielvorgaben zu erfüllen. Er oder sie muss auch sein Innenleben

Stefanie Graefe, 1966 in Iserlohn, Privatdozentin für Soziologie, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Psychologie in Hamburg. Langjährige Tätigkeit in der gewerkschaftspolitischen Erwachsenenbildung. Z.Zt. Vertretung der Professur für Vergleichende Gesellschaftsanalyse an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Arbeitsschwerpunkte: Politische Soziologie, Subjektivität und Arbeit, Bio- und Gesundheitspolitik, Soziologie des Alter(n)s.

GND: 135573467

DOI: [10.18156/eug-2-2015-art-3](https://doi.org/10.18156/eug-2-2015-art-3)

(1) Die im Folgenden präsentierten Überlegungen sind in Teilen bereits an anderer Stelle veröffentlicht; zur Debatte um »Therapeutisierung« vgl. daher ausführlich Gahntz/Graefe i.E., zum Bezug auf Michel Foucault und sein Konzept der Problematisierung vgl. Graefe 2011, zur gewerkschaftspolitischen Relevanz des Themas vgl. Graefe 2012. Die im letzten Teil dieses Beitrags erwähnte Empirie wird ausführlich dargestellt und diskutiert in einer Monographie der Verfasserin, die unter der Überschrift »Unglückliche Arbeitskämpfe? Burnout im flexiblen Kapitalismus« 2016 im transcript-Verlag erscheinen wird.

managen, Frustration bewältigen, Motivation generieren, digitale wie analoge soziale Netzwerke pflegen – und vor allem für praktisch alles, was ihm oder ihr im Leben zustößt, auch emotional die volle Verantwortung übernehmen. Zugespitzt könnte man sagen: Das seit den 1990er Jahren in der Arbeitswelt ausgegebene Versprechen auf mehr Autonomie in der Arbeit ist längst zu einer lebenslangen Pflicht geworden, die weit mehr umfasst als »nur« die Erwerbsarbeit. So werden die »Ressourcen der meisten Menschen [...] vom immer anspruchsvolleren Management des persönlichen Lebens vollständig ausgeschöpft« (Blühdorn 2013, 153) – und sich ausgelaugt zu fühlen zu einer Art verallgemeinerten Normalzustand.

Der Frage, wie die Subjektivierung von Arbeit und die Erschöpfung als soziales Phänomen zusammenhängen, möchte ich im Folgenden genauer nachgehen. Dazu werde ich zunächst einige zentrale Befunde und Kontroversen zum Thema psychische Belastung durch Arbeit vorstellen (1), um dann in der gebotenen Kürze auf die aus meiner Sicht wichtigsten Einsichten der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Debatte zum Thema (2) einzugehen. Abschließend möchte ich einen eigenen Vorschlag skizzieren, den Zusammenhang von Subjektivierung und Erschöpfung zu denken (3). Dabei werde ich Erschöpfung als zeittypische Form der Problematisierung sozialer Konflikte interpretieren.

Eine Vorbemerkung: Wenn ich im Folgenden von »Erschöpfung« spreche, dann meine ich damit vor allem Phänomene emotionaler Erschöpfung, die medizinisch in einer ganzen Reihe unterschiedlicher Diagnosen erfasst werden können (z.B. depressive Episode, somatoforme Störung). Das in der gesellschaftlichen Debatte besonders prominente Burnout ist nach ICD-10-Klassifikation nicht als psychische Störung, sondern als »Problem mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung« (Z 73) definiert, kann auf dem Krankenschein deshalb nur als Zusatzdiagnose vermerkt werden. Burnout wird – anders etwa als Depression – medizinisch als Reaktion auf Überlastung definiert. Für die Frage nach dem Zusammenhang von veränderten Arbeitsbedingungen und emotionaler Erschöpfung ist es deshalb besonders interessant (Neckel/Wagner 2013a). Wenn ich im Folgenden dennoch von Erschöpfung (und nicht von Burnout) spreche, dann deshalb, weil es mir um ein zeitdiagnostisch relevantes gesellschaftliches Phänomen geht, das in der einzelnen klinischen Diagnose nur einen möglichen Ausdruck findet. Eine exakte definitorische Abgrenzung etwa zwischen einem ärztlich diagnostizierten Burnout und alltäglicher Überlastung und Stress ist für dieses Anliegen nicht nur nicht notwendig, sondern – streng genommen – auch gar nicht möglich,

sind doch die jeweiligen Grenzziehungen bereits selbst Teil des Phänomens, um das es geht.

⇒ 1 Erschöpfung: umkämpftes Terrain

Statistisch nimmt seit dem Jahr 2000 die Zahl der Arbeitsausfälle aufgrund seelischer Leiden deutlich zu. Dem Gesundheitsreport der Deutschen Angestellten Krankenkasse zufolge haben sich zwischen 1997 und 2012 die Fehltagelänge der DAK-Versicherten aufgrund von Depressionen und anderen psychischen Störungen sogar mehr als verdoppelt (DAK 2013). Zwar werden Atemwegserkrankungen und Muskel-Skeletterkrankungen nach wie vor häufiger diagnostiziert. Im Vergleich zu anderen Diagnosegruppen verursachen psychische Leiden jedoch besonders lange Fehlzeiten (BPtK 2014, 4). Auch als Grund für Frühverrentungen liegen sie inzwischen vorn.

Psychisch bedingte Arbeitsunfähigkeit verteilt sich nach Alter, Geschlecht und Beschäftigtenstatus unterschiedlich. Generell sind mehr Frauen als Männer betroffen, ältere Menschen eher als jüngere. Ein besonders hohes Risiko, psychisch zu erkranken, resultiert außerdem aus Erwerbslosigkeit. Nicht nur schätzen Erwerbslose ihren allgemeinen Gesundheitszustand deutlich schlechter ein als Erwerbstätige; Störungen der psychischen Gesundheit treten bei ihnen auch zwei- bis viermal so häufig auf wie bei Erwerbstätigen. Auch ihr Suizidrisiko ist deutlich erhöht (Pech/Freude 2010, vgl. Rogge 2013).

Allerdings gibt es Beschäftigtengruppen, deren Erkrankungsrisiko sogar noch größer ist als das von Arbeitslosen, nämlich solche Beschäftigte, »bei denen hohe Anforderungen mit wenig Kontrolle und unfairer Bezahlung« zusammenkommen (LIA 2013, 50) – man denke hier etwa an Pflegehelfer oder Paketzusteller. »Kein Job« scheint am Ende immer noch gesünder zu sein als ein mieser Job. Als arbeitsinhaltliche Risikofaktoren für gesundheitsgefährdenden Stress gelten vor allem das gleichzeitige Erledigen unterschiedlicher Aufgaben, also Multitasking, hoher Zeit- und Termindruck (der häufig mit dem so genannten »management by objectives« einhergeht), geringer Einfluss auf Arbeitsinhalte und -abläufe, intensiver Kundenkontakt, ausufernde Arbeitszeiten sowie schlicht die zu bewältigende Arbeitsmenge. Generell werden vor allem in Pflege-, Erziehungs- und Sozialberufen, aber auch im Bereich Lagerverwaltung und Logistik, schließlich auch in der Öffentlichen Verwaltung sowie bei Banken und Versicherungen besonders häufig psychische und Verhaltensstörungen diagnostiziert. Arbeitsstress wiederum, darauf weisen Arbeitsmediziner hin, spielt nicht nur im Zusammenhang mit expliziten Diagnosen psychischer

Erkrankungen eine Rolle. Er erhöht auch das Risiko bspw. für Herz-Kreislaufkrankungen, weshalb die Verteilung von AU-Zeiten nach Diagnosegruppen nur bedingt Auskunft über die Relevanz psychischer Fehlbelastung für das Krankheitsgeschehen gibt (Albus u.a. 2014).

Wiewohl keine eigentliche Krankheitsdiagnose, steht im Mittelpunkt der medialen Aufmerksamkeit vor allem das bereits erwähnte und von Herbert Freudenberger 1974 erstmalig beschriebene »Burnout« (Freudenberger 1974). Es gilt längst nicht mehr nur als typische Sozialarbeiter-, Lehrerinnen- oder Managerkrankheit, sondern ist zum generellen Synonym für Arbeitsstress avanciert (Burisch 2010; Hillert/Marwitz 2006). In die inzwischen bereits seit einigen Jahren anhaltende mediale Dauerberichterstattung über die kollektiven Leiden der Seele mischen sich in jüngerer Zeit allerdings auch deutlich skeptische Töne. Allenfalls handele es sich um eine »gefühlte Epidemie« (Pawelzik 2011) in einem Land mit »Phantomschmerzen« (Haas 2013); vor einer allzu schnellen Verbreitung der »Modediagnose Burn-out« warnt nicht zuletzt das Ärzteblatt (Kaschka u.a. 2011). Auch Ulrich Hegerl, Vorsitzender der Stiftung Deutsche Depressionshilfe, bezeichnet Burnout explizit »als Modewort«; einen Zusammenhang von psychischer Erschöpfung und Arbeitsstress weist er zurück (Hegerl 2011). Problematisch und »in gefährlicher Weise irreführend« sei es, dass »der Begriff eine Selbstüberforderung oder Überforderung von außen als Ursache suggeriert« (ebd.). Analog erklärt auch die Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, nicht alle Anzeichen von Stress bei der Arbeit dürften als arbeitsbedingter Stress betrachtet werden (BdA o.J.). Verwiesen wird auf eine gestiegene gesellschaftliche Aufmerksamkeit, daraus resultierende veränderte ärztliche Diagnosepraktiken und individuelle Sensibilitäten, und nicht zuletzt auf steigende Psychotherapeutenzahlen und wachsenden Klientenbedarf. Für die IG Metall hingegen gibt es keinen Zweifel: »Arbeitsstress und Zeitdruck sind allgegenwärtig und machen psychisch krank« (IG Metall 2012). Die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde wiederum fordert vor allem eine präzisere Erforschung des Zusammenhangs von Arbeitsbedingungen, Arbeitsstress und Burnoutrisiko: »Ziel der Therapie sollte nicht sein, Patienten in die Lage zu versetzen, inakzeptable und unbewältigbare Arbeitsbedingungen vorübergehend wieder tolerieren zu können« (DGPPN 2012, 12).

Summa summarum stellt sich die Erschöpfung also nicht nur als empirisches Faktum sowie schillerndes Diskursphänomen dar, das zwischen Krankenkassenstatistiken, Betroffenenberichten und Magazinti-

telseiten mäandert. Sie ist zugleich ein Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Konfliktlinien und Deutungskämpfe im Themenfeld Arbeit und Gesundheit. Im Kern geht es dabei um die Frage, welche Form und welches Ausmaß von Arbeit Erwerbstätigen unter den gegenwärtigen Verwertungsbedingungen zumutbar ist, woran sich bemisst, dass die Grenzen der Zumutbarkeit überschritten sind und wer die Verantwortung dafür trägt – Gesellschaft, Unternehmen oder die Arbeitssubjekte selbst. Medizinische und psychologische Expertise liefert für diesen Diskurs einerseits den zentralen Referenzrahmen, und ist andererseits selbst Teil davon.

⇒ 2 Erschöpfung – Erfindung oder Erfahrung? Sozialwissenschaftliche Positionen

Nicht nur die Frage, ob der Diagnoseanstieg bei psychischen Störungen tatsächlich auf spezifische Arbeitsbedingungen zurückzuführen ist, ist gesellschafts- wie fachpolitisch umstritten. Umstritten ist vor allem, ob die zunehmende Prävalenz psychischer Erkrankungen tatsächlich auf ein empirisch verändertes Krankheitsgeschehen zurückgeht oder ob es sich dabei eher um eine – vor allem mediale – »Erfindung« handelt. In gewisser Weise findet sich diese Kontroverse auch in den einschlägigen sozialwissenschaftlichen Diagnosen wieder. Während arbeitssoziologische Analysen auf den kausalen Zusammenhang von Arbeitsbedingungen und zunehmendem Arbeitsstress fokussieren, thematisiert die Debatte um die »Therapeutisierung des Sozialen« vor allem die zunehmende Hegemonie psychologisch-therapeutischer Deutungsmuster. Die auch hierzulande recht prominenten Analysen des französischen Soziologen Alain Ehrenberg bieten eine dritte und zugleich vermittelnde Betrachtungsweise an.

⇒ 2.1 Erschöpfung als Folge der Restrukturierung von Arbeit(skraft)

Entlang der analytischen Kategorien Flexibilisierung, Entgrenzung und Subjektivierung weist die Arbeitssoziologie seit geraumer Zeit einen fundamentalen Strukturwandel der Arbeit nach, der nicht nur als Wandel der »äußeren« Beziehung zwischen Unternehmen und Beschäftigten, sondern auch und vor allem als Transformation im Verhältnis von Arbeitssubjekt und (eigener) Arbeitskraft zu verstehen ist – mit einschneidenden Folgen für die Arbeits- und Lebenssituation von Beschäftigten: Flexibilisierte Arbeitszeiten und Betriebsstrukturen, steigende Mobilitätsanforderungen, zunehmend projektförmig organisierte und outputorientierte Arbeitsprozesse – insbesondere, aber

keineswegs nur, im Dienstleistungssektor – bewirken, dass Autonomie- resp. Selbststeuerungspotenziale und -anforderungen zunehmen, während parallel der »zeitliche, sachliche und soziale Druck auf die Beschäftigten« (Voß/Weiss 2013, 31) steigt.

Der zunehmenden Autonomie in der Arbeit entspricht demnach die stärkere Nutzbarmachung des »ganzen Menschen« – seiner Motivation, Kreativität, kommunikativen Fähigkeiten, sozialen Kontakte oder kurz: seiner Subjektivität – bei parallel steigender Arbeitsintensität. Galt Subjektivität im Fordismus noch als eine Art »betrieblicher Störfaktor« (ebd., 32), der in durchrationalisierten Produktionsprozessen so weit als möglich auszuschalten war, so avanciert sie im Kontext flexibel-kapitalistischer Unternehmensorganisation zur »systematisch genutzten Ressource« (ebd.), während gleichzeitig auch die Ansprüche der Beschäftigten an Inhalte und Gestaltung der Arbeit steigen. Diese »doppelte Subjektivierung« (Kleemann u.a. 2003) transformiert die Arbeitnehmerin in die die Arbeitskraftunternehmerin (Pongratz/Voß 1998), die idealerweise und aus eigener Motivation nicht nur ihr betriebliches Handeln, sondern ihr komplettes Leben unter die Maxime der Vermarktlichung stellt. Bezeichnet »Vermarktlichung« im engeren Sinn alle Versuche von Unternehmen, »den Koordinations- und Kontrollmodus ›Hierarchie‹ durch den Koordinations- und Kontrollmodus ›Markt‹ zu ersetzen« (Tullius 1999, 67), wodurch eine stärkere Identifikation der Beschäftigten mit den ökonomischen Zielen des Unternehmens erreicht werden soll, so lässt sich Vermarktlichung im weiteren Sinn als Durchrationalisierung der eigenen Lebensführung entlang marktbezogener Kriterien verstehen; die paradigmatische Figur des Arbeitskraftunternehmers, von Pongratz/Voß erstmalig 1998 beschrieben, zeichnet sich durch die gleichzeitig gestiegenen Anforderungen und erweiterten Kompetenzen zur Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbstrationalisierung aus. Bezogen auf Gesundheit kann sich diese Konstellation im Phänomen der »interessierten Selbstgefährdung« niederschlagen (Krause u.a. 2012), bei dem Beschäftigte in ihrem eigenen Interesse (des Erfolgs im Beruf bzw. der Erfüllung von Anforderungen oder für den Erfolg des »Teams«, vgl. Siemens/Frenzel 2014) Arbeitszeiten nicht einhalten, Überstunden nicht abfeiern, im Urlaub weiterarbeiten etc. Das Phänomen des sog. »Präsentismus« – Weiterarbeiten trotz Krankheit (Steinke/Badura 2011) – sowie die Tatsache, dass sich »der Krankenstand [...] gegenüber den 1970er und 1980er Jahren deutlich reduziert« hat (Busch 2012, 471) deuten darauf hin, dass die »interessierte Selbstgefährdung« in der Arbeitswelt der Gegenwart längst an der Tagesordnung ist.

Wenn aber das »gesamte Leben der Arbeitenden«, wie inzwischen zahlreiche empirische Studien nachgewiesen haben, »immer mehr einem durchorganisierten Betrieb« gleicht (Voß/Weiss 2013, 35) bedeutet das nicht weniger, als dass die für die bürgerliche Gesellschaft einst konstitutive Sphärentrennung zwischen Arbeit und Leben erodiert – mit dem paradoxen Effekt, dass flexibilisierte und subjektivierte Arbeit von den Beschäftigten bisweilen, wie Arlie Hochschild gezeigt hat, als Freiraum gegen über einem zunehmend taylorisierten Familienleben erlebt wird (Hochschild 2006).

Aus dieser Perspektive erscheint die Erschöpfung als prototypische Erkrankung des flexiblen Kapitalismus im 21. Jahrhundert. Ähnlich wie die »Staublunge« der frühen Industriegesellschaft wird bei einer emotionalen Erschöpfung mit der Subjektivität gewissermaßen jener Teil des Menschen krank, der im Produktionsprozess am stärksten belastet und beansprucht wird. Subjektivierung von Arbeit ist aus dieser Sicht ein, wenn nicht *die* zentrale Ursache für die Zunahme psychosozialer Erschöpfung.

⇒ 2.2 Erschöpfung als Effekt einer »Therapeutisierung des Sozialen«

Aus kultursoziologischer Perspektive ist gegenüber einem solchen, letztlich funktionalistischem Erklärungsansatz allerdings Skepsis angebracht. Im Anschluss an die (zwischenzeitlich etwas in Vergessenheit geratene) Tradition sozialwissenschaftlicher Medizin- und Psychiatriekritik, wie sie etwa Michel Foucault mit seiner Genealogie des »Wahnsinns« als Gegenbild bürgerlicher Vernunft in der Moderne Anfang der 1960er Jahre (Foucault 1996) oder Robert Castel u.a. in ihrer wegweisenden Studie zur »Psychiatisierung des Alltags« 1982 entwickelt haben, (Castel u.a. 1982) thematisiert die aktuelle Debatte im Wesentlichen vier Aspekte :

1. Tendenzen der Entgrenzung von Gesundheit (vgl. z.B. Wehling u.a. 2007), womit ein fundamentaler Paradigmenwechsel gemeint ist: Gesundheit wird nicht mehr nur als Abschaffung/Vermeidung von Krankheit verstanden, sondern als lebenslang immer wieder neu herzustellender Prozess und allgemeiner Idealzustand, wodurch
2. ehemalige »Krankheiten«, v.a. aber auch bislang nicht-pathologisierte Verhaltensweisen zunehmend als therapeutisch bearbeitbare »Störungen« erscheinen. Dies wiederum arbeitet einer »Diagnoseinflation« zu (Frances 2013), die sich sowohl in der Ausdifferenzierung bereits bestehender, als auch in der Neuaufnahme von Diagnosen in die einschlägigen medizinischen Klassifikationssysteme

zeigt (etwa ADHS, Dymorphophobie, Binge-Eating-Disorder etc.). Davon profitiert nicht zuletzt die Pharmaindustrie, nach dem Prinzip des »Marketing diseases, and then selling drugs to treat those diseases« (Conrad 2005, 6, zit. n. Wehling u.a. 2007, 549). Alles in allem führt die Diagnoseinflation zu einer Schrumpfung bzw. Pathologisierung von Normalität, die einhergeht mit

3. der zunehmenden Durchdringung nahezu aller gesellschaftlicher Sphären mit (psycho-)therapeutischen Deutungs- und Handlungsmustern sowie einer expandierenden »Beratungsindustrie« (Coaching, Mediation, Ratgeberliteratur, Selbstmanagementkurse), die diese Angebote popularisiert und kommerzialisiert (Illouz 2009; Maasen u.a. 2011). Diese Entwicklungen zusammengenommen verstärken

4. einen generellen Trend zur lebenslangen und umfassenden »Selbstoptimierung«: Mittels des Konsums therapeutischer und/oder biomedizinischer Produkte und Dienstleistungen (Stichwort: Wunsch-erfüllende Medizin, Anti-Aging, Schönheitschirurgie) können und sollen die Einzelnen die Steigerung bzw. der Erhalt der eigenen psychophysischen »Fitness« und damit der – symbolischen wie materiellen – Konkurrenzfähigkeit erreichen.

Bezogen auf Arbeit ist aus dieser Perspektive zu vermuten, dass im Zuge der therapeutischen Deutungshegemonie alternative Formen der Problembewältigung (etwa: Arbeitsverweigerung, Arbeitskritik, Arbeitskampf) an Legitimität und alltagsweltlicher Plausibilität verlieren – eine Tendenz, die durch betrieblichen Gesundheitsschutz, der vorrangig auf individualisierte Stressprävention setzt, noch verstärkt wird. Summa summarum führen allgegenwärtiger Stresdiskurs und Therapeutisierung zu einer »Entvergesellschaftung gesellschaftlicher Problemlagen« (Kury 2012, 297).

Aus dieser Perspektive wird zwar nicht unbedingt bestritten, dass viele Menschen sich gegenwärtig erschöpft *fühlen*. Dass sie aber ihre Erschöpfung als therapiebedürftige Störung verstehen (wodurch in der Konsequenz eben jene Statistiken zustande kommen, die den drastischen Anstieg der psychischen Erkrankungen erst belegen), stellt sich vor allem als Ergebnis des Siegeszugs therapeutischer Deutungsmuster dar. Diese wiederum treiben gewissermaßen den Teufel mit dem Beelzebub aus, dient doch die Therapie der Erschöpfung vor allem dazu, Leistungs- und Selbstoptimierungsfähigkeiten wieder neu herzustellen (vgl. Neckel/Wagner 2013b). Konkrete Arbeitsbedingungen spielen in dieser Perspektive hingegen keine zentrale Rolle.

Den beiden bis hierher skizzierten Erklärungsansätzen ist gemeinsam, dass sie einen gesellschaftlichen Wandel beschreiben, der dazu

führt, dass Menschen angereizt und dazu angehalten werden, ihre eigenen Potenziale und Ressourcen zu optimieren – zur Steigerung von Fitness und Gesundheit oder zur Steigerung von Produktivität und Konkurrenzfähigkeit. Insofern beschreiben beide Perspektiven eine ähnliche Entwicklung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären.

Gleichzeitig unterscheiden sich beide Perspektiven in der Bewertung der Erschöpfung. Denn während die Therapeutisierungs-Diagnose die diskursive und medizinische »Produktion« des Phänomens Erschöpfung in den Fokus der Analyse rückt (und dabei dem konkreten Leiden an spezifischen Arbeitsbedingungen keinen eigenen analytischen Stellenwert einräumt), analysiert die arbeitssoziologische Perspektive eben dieses Leiden als folgerichtige Konsequenz der Transformation von Arbeitsverhältnissen und Unternehmensorganisation (ohne ihrerseits der diskursiven Produktion der Erschöpfung einen eigenen Stellenwert einzuräumen). Zuspitzen lassen sich diese unterschiedlichen Perspektiven in der Frage: Erschöpfung – diskursive Erfindung oder »objektive« Erfahrung?

⇒ 2.3 Erschöpfung als gesellschaftliche Pathologie

Einen Ausweg bzw. eine übergreifende Perspektive bieten gesellschaftliche Zeitdiagnosen, die die Erschöpfung als Indiz eines fundamentalen sozialen Wandels begreifen. Grundlegend dafür sind insbesondere die Arbeiten des französischen Soziologen Alain Ehrenberg, die hierzulande im Kontext der Debatte um Depression und Burnout vergleichsweise intensiv rezipiert worden sind.

Ehrenberg geht in seinen Analyse des »Erschöpften Selbst« (2004) und des »Unbehagens in der Gesellschaft« (2011) davon aus, dass die Zunahme an depressiven Erkrankungen und psychischer Erschöpfung in kapitalistischen Wohlfahrtsstaaten der Gegenwart in unmittelbarem Zusammenhang mit einem umfassenden gesellschaftlich-normativen Wandel steht; dem Übergang vom Paradigma der Disziplin zum Paradigma der Autonomie. Autonomie als gesamtgesellschaftliches Leitbild – hier gemeint im dreifachen Sinne von Selbstverantwortung, Selbststeuerung und Selbstverwirklichung – bedeutet, dass sich das gesellschaftliche Verständnis vom Subjekt und seinen Handlungen sehr grundlegend ändert:

Die Frage bei der Handlung ist nicht: Habe ich das Recht, es zu tun?, sondern: Bin ich in der Lage, es zu tun? Wir leben eine allen gemeinsame Erfahrung, dass sich die

Frage nach dem Erlaubten der Frage nach dem Möglichen unterordnet (Ehrenberg 2004, 266, Hervorh. i. Orig.).

Die Depression (und die für sie typische Selbstunsicherheit) symbolisiert aus der Sicht Ehrenbergs also die zeittypische »Angst, man selbst zu sein« (ebd., 53). Mit der Durchsetzung von Autonomie als Leitprinzip einher geht einen neuer – eben: depressiver, erschöpfter – «Leidensstil» (ebd., 492), der für die Gegenwartsgesellschaft ebenso typisch ist wie es die schuldbehaftete Neurose für die frühere Disziplinargesellschaft war. Mit der Neurose verschwindet, so Ehrenberg, auch die Bedeutung kollektiver Organisation und Konflikte, speziell des Klassenkonflikts (ebd., 267 ff.). Soziale Beziehungen organisieren sich stattdessen im Modus netzwerkartiger Kooperation und Wettbewerb.

Die neue gesellschaftliche Fokussierung auf die Autonomie und die Handlungspotenziale der Subjekte birgt aber auch, wie Ehrenberg in seinem zweiten Buch betont, die tatsächliche Chance auf mehr individuelle Selbstverwirklichung und weniger staatliche Bevormundung (Ehrenberg 2011). Wer jedoch nicht in der Lage ist, diese Chance anzunehmen, für den oder die steigt das Risiko, gesellschaftlich zu scheitern. Und in dem Maße, in dem institutionelle Autoritäten an Macht und Einfluss verlieren, bleibt dem gescheiterten Subjekt nur noch eine Instanz, der das Scheitern zugerechnet werden kann: es selbst. Das »Paradoxon der Autonomie« (ebd., 407) entsteht dort, wo flexible »emotionale Arbeit« (Dunkel 1988; Rastetter 2008) mit tayloristischen Organisationsformen zusammentreffen, etwa im Call-Center. Im Grunde ist es also eine Art historischer Ungleichzeitigkeit, die nach Ehrenberg in der Gegenwart Stress produziert: Weder auf Management-, noch auf Arbeitnehmer*innenseite ist aus seiner Sicht bislang tatsächlich verstanden worden, dass wir in einer Gesellschaft leben, die Autonomie und die Arbeit an der eigenen »Persönlichkeit« zum obersten Leitwert erhoben hat. Krank ist in einer solchen Gesellschaft nicht mehr, wer den Gehorsam verweigert oder aus den Normalitätsrastern herausfällt, sondern wer nicht dazu in der Lage ist, sich selbst zu führen:

Ohne eine gute Selbststrukturierung ist es unmöglich, selbständig auf geeignete Weise zu entscheiden und zu handeln – von hier ergibt sich die Identität der Kriterien für seelische Gesundheit und für eine gelungene Integration (Ehrenberg 2011, 478).

Analysen wie die von Alain Ehrenberg haben auch jenseits der einschlägigen Fachdebatten einen hohen Plausibilitätsgrad, und sie eröffnen gerade auch Nicht-Sozialwissenschaftler*innen wichtige Er-

kenntnismöglichkeiten über gesellschaftliche Zusammenhänge. Zeitdiagnosen, die auf universal grassierende Autonomie- und Selbstverwirklichungsimperative abstellen, werden nach meiner Erfahrung beispielsweise von Studierenden regelrecht emphatisch auf- und angenommen. Ganz offenbar bieten diese Diagnosen also eine Erklärung für unterschiedliche (auch: Leidens-)Erfahrungen, die Menschen derzeit tatsächlich machen. Ihr analytischer Vorteil ist offensichtlich: Die skizzierte Doppelnatur der Erschöpfung – diskursive Konstruktion, materielle Erfahrung – lässt sich hier problemlos einordnen. Die – auch in der medialen Debatte aufgeworfene – Frage »Erschöpfung: Erfindung oder Erfahrung?« muss nicht beantwortet werden; betriebliche und politische Steuerungssysteme verweisen ebenso wie therapeutische Praktiken und mediale Diskurse auf eine übergreifende Logik – eben: Wettbewerb, Autonomie, Beschleunigung oder Aktivierung, Subjektivierung. Dieser Vorteil ist allerdings aus meiner Sicht zugleich ein Nachteil. Denn wo alles unter einer Überschrift erklärbar wird, geraten Koalitionen, Divergenzen und Widersprüche zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Sphären und Gruppen von Akteuren zwangsläufig aus dem Blick. Dass ein solcher Ansatz politisch auch gerne genutzt wird, um Ansprüche von Beschäftigten auf bessere Arbeitsbedingungen einzuhegen, zeigt sich exemplarisch an der weiter oben bereits erwähnten Position der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Dieses Dilemma lässt sich m.E. nicht gänzlich auflösen, aber man kann mit ihm arbeiten.

⇒ 3 Erschöpfung als eigensinnige Problematisierungsweise

Was das bedeutet, soll nun abschließend kurz erläutert werden. Dabei möchte ich zwei Aspekte aufgreifen, die sowohl in der sozialwissenschaftlichen Debatte als auch im öffentlichen Diskurs um Erschöpfung eine wesentliche Rolle spielen. Das ist zum einen das Konzept der Autonomie (3.1), zum anderen die gewandelte Beziehung von Identität und Arbeit (3.2), die ich im Rückgriff auf die subjektiven Erfahrungen Erschöpfungsbetroffener plausibilisieren werde.

⇒ 3.1 Welche Autonomie?

Wie bereits skizziert, ist in zeitdiagnostischen Analysen der Erschöpfung wie von subjektivierter Arbeit das Problem der Autonomie zentral. Vereinfacht gesagt: Der Stress, den subjektivierte Arbeit produziert, scheint insofern paradox oder grundlegend dilemmatisch zu sein, als man eben selbst will, was man wollen soll, nämlich zum Bei-

spiel bis bzw. über die Erschöpfungsgrenze hinaus arbeiten. Demnach leiden Subjekte in der Gegenwartsgesellschaft gewissermaßen an einem *Übermaß* an Autonomie, die sich dadurch gleichsam selbst entleert oder in ihr Gegenteil verkehrt; aus den erweiterten Handlungsspielräumen werden neue Handlungszwänge und das Scheitern an den selbst gesetzten Maßstäben kann das Subjekt niemand anderem mehr zurechnen als sich selbst. Problematisch an dieser Grundannahme scheint mir zweierlei: Zum einen wird in der Beschwörung eines allgemeinen Selbstverwirklichungsimperativ tendenziell der Blick verstellt auf nach wie vor gesellschaftlich wie betrieblich existierende Disziplinarzwänge, Machthierarchien und soziale Exklusionsmuster. Der ganz grundlegende Zwang zur Erwerbsarbeit scheint sich bisweilen ebenfalls im Autonomiebegehren resp. Selbstverwirklichungsbestreben aller aufzulösen.

Zum anderen bleibt zu fragen, um was für einen Typ von Autonomie es sich eigentlich – etwa im Rahmen subjektiver Arbeit – handelt. Betrachtet man z.B. die These vom Arbeitskraftunternehmer, dann beschreibt diese den zunehmenden Zwang zur Selbststeuerung, Selbstrationalisierung und Selbstökonomisierung. Sofern das Autonomie ist, ist es jedenfalls eine sehr spezifische Form von Autonomie, nämlich die Autonomie der Umsetzung oder Ausführung spezifischer Handlungsanforderungen unter jeweils extern gesetzten Rahmenbedingungen.

Autonomie bedeutet wörtlich: Selbstgesetzgebung. Der Begriff zielt also streng genommen *vor allem* auf die Möglichkeit der Gestaltung von Rahmenbedingungen, er müsste theoretisch sogar einschließen, mich gegen Selbststeuerung entscheiden zu können. Davon ausgehend haben wir es im Falle der subjektivierten Arbeit also eher mit einer »Autonomie innerhalb der Heteronomie« (Gorz 2000, 174) zu tun – falls überhaupt. Denn der Annahme, Beschäftigte erführen unter den Bedingungen indirekter Steuerung, Flexibilisierung und Entgrenzung »mehr Freiheit«, die zwar paradoxerweise mit »mehr Druck« einhergeht (Glißmann/Peters 2001), im Grunde aber begrüßenswert ist, ist ein bestimmter Autonomiebegriff implizit: es handelt sich um die Autonomie der *Ausführung* und der begrenzten »riskanten Entscheidung« im Rahmen heteronom gesetzter Handlungsbedingungen, kurz: um unternehmerische Autonomie, die zugleich *andere* Formen von Autonomie – etwa »*kulturelle, moralische und politische Autonomie*« (Gorz 2000, 60, Hervorh. i. Orig.) systematisch beschränkt. Dies gilt umso mehr, wenn nicht nur Unternehmen, sondern auch gesellschaftliche Institutionen, Lebensweisen und Alltagskultur immer mehr nach Maßgabe unternehmerischer Autonomie (um-)gestaltet werden.

Etwas anders liegt das Problem in der Analyse von Alain Ehrenberg. Zwar beschreibt auch er ein Übermaß an Autonomie, mit dem Menschen regelmäßig nicht zurechtkommen. Doch bewertet er diese Entwicklung nicht nur insgesamt recht positiv oder hält sie doch zumindest für unhintergebar, sondern verortet das Problem – und damit die Ursache für Erschöpfung – ausdrücklich nicht im unternehmerischen Imperativ. Aus seiner Sicht resultieren die Belastungen der modernen Arbeitswelt vor allem aus einer mangelnden Passgenauigkeit von unternehmerischen resp. gesellschaftlichen Anforderungen und Arbeitssubjekt. Autonomie erscheint hier vor allem als Fähigkeit, oder, in Ehrenbergs Worten, als »Kompetenz, Fähigkeit, Chance« (Ehrenberg 2011, 479) – allerdings eine Fähigkeit, derer es vielen Menschen noch immer mangelt. Dass es womöglich gerade die Auflösung der Grenze zwischen Subjektivität und Marktanforderungen ist (und nicht deren mangelnde »Kompetenz«, mit dieser Grenzauflösung umzugehen), die Beschäftigte nicht nur massiv unter Druck setzt, sondern zugleich verhindert, dass sie sich selbst tatsächlich als autonom erleben, zieht Ehrenberg kaum in Betracht.

Ausgehend etwa von einem relationalen, nicht-essenzialistischen Autonomiebegriff, wie er im Kontext feministischer Bioethik und kritischer Sozialgerontologie diskutiert wird (Mackenzie/Stoljar 2000), lässt sich Autonomie weder darauf reduzieren, Eigenschaft eines einzelnen Subjekts zu sein, noch auf die Dimension der Selbststeuerung (wie sie im Unternehmen z.B. in Form des »management by objectives« eingefordert wird). Autonomie entsteht demnach vielmehr immer in sozialen Kontexten; Subjekte sind umso autonomer, je mehr die sozialen Kontexte, in denen sie leben, die wechselseitigen Abhängigkeiten, individuellen Verletzlichkeiten und Bedürfnisse anerkennen und Entscheidungs- und Veränderungsprozesse, die alle Beteiligten einbeziehen, ermöglichen. Das Problem von Subjektivierung und indirekter Steuerung wäre aus dieser Sicht also nicht: zu viel oder zu wenig Autonomie, sondern: das Missverhältnis zwischen einem ideologischen *Versprechen* auf Autonomie (im Sinne erweiterter Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten) auf der einen Seite und der praktischen *Reduktion* von Autonomie auf marktbezogene Selbststeuerung auf der anderen Seite. Ideologietheoretisch könnte man hier mit Althusser sogar von einer konstitutiven *Verkennung* sprechen (Althusser 1977), die für zeitgenössische betriebliche und gesellschaftliche Steuerungsregime konstitutiv ist.

Statt also allgemein von einem paradoxen »Zuviel« an Autonomie als wesentliche Ursache für die zunehmenden Stresserkrankungen auszugehen, würde ich vorschlagen, die Beziehung zwischen *Autonomie*

(im Sinne des gesellschaftlichen Versprechens auf Selbstentfaltung und Selbstbestimmung) und *Vermarktlichung* (verstanden als zunehmende Anforderung an die Subjekte, die eigene Markt- und Konkurrenzfähigkeit zu steigern) zusammen: *vermarktlichte Autonomie* als analytische Klammer zu verstehen, die es erlaubt, unterschiedliche Entwicklungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären analytisch aufeinander zu beziehen. Entscheidend ist dabei aus meiner Sicht, dass »vermarktlichte Autonomie« als *strukturell widersprüchliches* Verhältnis gedacht wird – und nicht, wie etwa bei Ehrenberg, als komplementäre und insofern »harmonische« Beziehung.

So gesehen kann eine sozialwissenschaftliche Analyse der Erschöpfung die Frage, was zuerst da war – veränderte gesellschaftliche (z.B. therapeutisierende) Deutungsmuster oder veränderte Arbeits- und Reproduktionsbedingungen – zwar nicht eindeutig beantworten. Dafür aber kann sie die aus dem widersprüchlichen Zusammenhang von Vermarktlichung und Autonomie resultierenden sozialen Konflikte identifizieren und davon ausgehend die dazugehörigen historisch spezifischen *Problematisierungsweisen* untersuchen.

Der Begriff der Problematisierung geht auf Michel Foucault zurück (Foucault 2008) und zielt auf die Gesamtheit gesellschaftlicher Praktiken, die zu einer gegebenen Zeit rund um ein spezifisches Problem auftauchen, das – und das ist der entscheidende Punkt – durch diese Praktiken als Problem erst mitkonstituiert wird. Foucault zeigt dies an dem bekannten Beispiel der Sexualität, also einem Phänomen, das ähnlich wie die Erschöpfung an der Schnittstelle aus Leiblichkeit, Alltagserfahrung, wissenschaftlichen Diskursen und therapeutischen Praktiken entsteht und im Zuge seiner Entstehung (im Laufe des 19. Jahrhunderts) entscheidend zur Etablierung der Humanwissenschaften wie neuzeitlicher Subjektivitätsformen beiträgt (Foucault 1991). Bezogen auf die Erschöpfung stellen sich davon ausgehend folgende Fragen: Wer definiert und erklärt, was Erschöpfung ist, welche Wissensbestände und Begründungsmuster werden anerkannt, welche bleiben marginal?

Im Hinblick auf eine in sich konstitutiv widersprüchliche »vermarktlichte Autonomie« ist darüber hinaus interessant, wo, wie und ob überhaupt die Widersprüchlichkeit zwischen Autonomie- und Vermarktlichungslogiken thematisiert wird, ob sie z.B. schlicht geleugnet wird, oder aber umgekehrt als Passungsproblem von Subjekt und Arbeitswelt thematisiert wird. Genauer noch lässt sich fragen, ob die in der Arbeitssoziologie so ausführlich beschriebene neue »Autonomie der Arbeit« tatsächlich mehr und anderes meint als »Vermarktlichung« oder nicht oft genug eigentlich dasselbe – was bedeuten würde, dass

Beschäftigte weniger unter »zu viel Autonomie«, als vor allem daran leiden, dass im Unternehmen zwar Autonomie angekündigt, aber Vermarktlichung umgesetzt wird. Weiterhin stellt sich die Frage, welche betrieblichen, politischen und alltagsweltlichen Strukturbedingungen – neben den Wissensformen oder »Wahrheitsregimen« – dazu beitragen, die Spannung zwischen Autonomie und Vermarktlichung zu verstärken oder abzumildern.

Das Konzept der Problematisierung ermöglicht es, kurz gesagt, Erschöpfung als *kritische Praxis* zu verstehen, unabhängig von der Frage, ob es sich dabei um ein »objektives«, messbares Krankheitsgeschehen handelt. Ganz offenkundig äußert sich individuelles Leiden an der Arbeit und an unbefriedigenden Reproduktionsbedingungen gegenwärtig *subjektiv* in breitem Ausmaß in psychischen Erschöpfungssymptomatiken und wird auf diese Weise für die Betroffenen wie in der Gesellschaft sprechbar und plausibel. Selbstverständlich erklärt sich der Diagnoseanstieg zu einem Gutteil auch aus der veränderten Sensibilität und Verschreibungspraxis von Hausärzt*innen (vgl. DAK 2013, 57-67) – Burnout etwa wird überhaupt erst seit 2005 diagnostiziert. Das mindert aber nicht die Bedeutung des Phänomens. Dass sich in den vergangenen Jahren mehr Menschen als zuvor als »ausgebrannt« erlebt haben (und noch erleben), belegt vielmehr, in welchem Ausmaß Emotionen und Subjektivität in der Gegenwartsgesellschaft aktiviert, problematisiert – und damit auch verletzlich werden.

⇒ 3.2 Erwerbsarbeit und Identität

Darüber hinaus stellt sich unter der Überschrift »Subjektivierung und Erschöpfung« nicht nur die Frage, welche Unternehmens- und Managementformen Stressbelastungen erhöhen, sondern auch, wie sich gegenwärtige Wissensformen und Strukturbedingungen in die Subjektivität der Individuen einschreiben. Anders gesagt: Wer über Subjektivierung spricht, kann nicht »nur« über Arbeit sprechen – der gesamte Lebenszusammenhang der Leute, nicht nur ihre Arbeits-, sondern auch ihre »Lebenskraft« (Jürgens 2006) ist davon betroffen. Arbeit, genauer: Erwerbsarbeit spielt darin allerdings eine zentrale Rolle. Schon 1991 verwies Martin Baethge auf das gestiegene Bedürfnis, »seine eigene Subjektivität in die Arbeit einzubringen« (Baethge 1991, 7). Auch Alain Ehrenberg stellt fest, dass Arbeit in einem historisch bislang unbekanntem Ausmaß nunmehr »zum Medium der Selbstverwirklichung« (Ehrenberg 2011, 492) geworden ist, wobei es sich offenkundig nicht nur um eine selbst gewünschte, sondern auch und vor allem um eine gesellschaftlich »organisierte Selbstverwirkli-

chung« handelt (Honneth 2010), die als Anforderung an die Subjekte adressiert wird. Aus der Burnoutforschung wiederum ist bekannt, dass die Überidentifikation mit Arbeitsaufgaben und Unternehmenszielen das Risiko der Erschöpfung signifikant erhöht. So arbeitet die »vermarktlichte Autonomie« einer übersteigerten Identifikation mit der Arbeit (und mit sich selbst als Subjekt dieser Arbeit) zu. Allerdings ist die Gefahr einer positiven Überidentifikation nur die eine Seite. Auf der anderen Seite können Ängste vor sozialem Abstieg und Arbeitsplatzverlust sowie eine vermutlich von vielen Menschen empfundene »soziale Mitleidslosigkeit, die Erfolge und Niederlagen individualisiert und aus dem Versagen der anderen neue eigene Kräfte zu schöpfen versucht« (Vogel 2009, 226) eine »negative« (und für die Subjekte häufig alternativlose) Überidentifikation mit Arbeit provozieren: Man bemüht sich dann nur noch verzweifelter, den eigenen Sozialabstieg zu verhindern.

Beide Seiten zusammengenommen lässt sich die Identifikation mit Arbeit, die im Zusammenhang mit Burnout aus psychologischer Sicht als riskante individuelle Persönlichkeitsdisposition beschrieben wird, sozialwissenschaftlich als gesellschaftliche *Norm* begreifen, deren subjektive Aneignung in unterschiedlicher Weise problematisch werden kann: durch »Normübererfüllung« ebenso wie dadurch, dass ihre Erfüllung unerreichbar, die Identifikation mit der Arbeit (und mit sich selbst als Arbeitssubjekt) unter den Bedingungen materiell prekärer und symbolisch entwerteter Arbeit systematisch erschwert bzw. unmöglich wird.

Dies zeigt sich auch in meinem empirischen Material.² Meine Gesprächspartner*innen, die in der Vergangenheit eine schwere Erschöpfungskrise mit mehrwöchiger bzw. -monatiger Arbeitsunfähigkeit erlebt hatten, waren bis zu dieser Krise durchgängig hochgradig identifiziert mit Inhalten und Zielen ihrer Arbeit, beschreiben sich selbst als »Arbeitstiere« oder als jemand, »der in seiner Arbeit ganz aufgeht« oder »Dienst nach Vorschrift« als Arbeitshaltung strikt ablehnt.

Problematisch wird die Identifikation mit Arbeit dann in der Erfahrung der Erschöpfung vor allem auf der leiblichen Ebene von Subjektivität. Die Erfahrung der Erschöpfung wird von meinen Gesprächspartner*innen als willentlich kaum steuerbares, plötzliches Ereignis beschrieben: der Körper verweigert die üblichen Verhaltensroutinen,

(2) Dabei handelt es sich um eine qualitativ-narrative Studie, bei der ich Menschen aus unterschiedlichen Branchen, Berufen und Lebenssituationen befragt habe, die für mehrere Wochen aufgrund einer diagnostizierten Erschöpfungserkrankung arbeitsunfähig waren und im Rückblick über diese Erfahrung sprechen.

nichts geht mehr, alles steht still, man fühlt sich unendlich leer. Was einem vorher wichtig war und Spaß gemacht hat (auch und gerade in der Arbeit), wird bedeutungslos, mit Freud könnte man sagen: die Libido wird vom Objekt abgezogen. Die Erschöpfung wird also gleichsam als zunächst unbegreifbarer Schock erlebt, dessen spezifischer »Sinn« sich den Betroffenen im Rückblick (nicht zuletzt auch durch die ärztliche Diagnose) erklärt. Es handelt sich um eine eminent leibliche Erfahrung, die den Betroffenen erst nachträglich und durch eine aktive Deutungsarbeit biographisch sinnvoll oder zumindest verständlich wird. Im Zusammenhang mit der Erschöpfung werden zunächst also jene Dimensionen von Subjektivität problematisch, die den Subjekten rational nicht vollständig verfügbar sind, sprich: ihre Emotionalität und ihre Körperlichkeit.

Diese spezifisch leibliche Dimension der Erschöpfung verweist, wenn man so will, auf einen »(psycho-)somatischen Eigensinn« von Subjektivität, der sich u.a. – auf freilich schmerzhaft Weise – in der Erfahrung der Erschöpfung manifestiert, und in dem die vermeintliche Passgenauigkeit von Subjektivierungsimperativ und subjektivem Wollen oder Begehren nach Selbstverwirklichung radikal in Frage gestellt ist. Im narrativen Rückblick (nur der lässt sich im Interview erheben) erscheint die Erschöpfungskrise jedoch nicht nur als Ohnmachtssituation, sondern eröffnet potenziell *auch* Möglichkeiten der kritischen Distanznahme, eben auch gegenüber der eigenen »Verhaftung« an die Arbeit – und damit Möglichkeiten der praktischen Grenzziehung gegenüber erschöpfenden Arbeitsanforderungen. Diese – oftmals neu gewonnene – Kritikfähigkeit wird teilweise, wie sich in den Interviews ebenfalls zeigt, durch therapeutische Praktiken und Wissensbestände unterstützt. Eine allzu pauschale »Therapeutisierungskritik« verstellt potenziell also den Blick auf die kritischen und handlungserweiternden Potenziale, die der therapeutische Diskurs auch beinhaltet.

Allerdings stellt sich die Frage, unter welchen (institutionellen, epistemologischen, sozialstrukturellen) Bedingungen das Realisierungspotenzial dieser »selbst- und sozialkritischen« Dimension der Erschöpfung (das offenbar gerade in ihrem eminent somatisch-habituellen Charakter begründet liegt) größer oder geringer ist. In den Erzählungen meiner Gesprächspartner*innen zeigt sich, dass die Reflexion und Thematisierung von Arbeitsstress in fair bezahlten und abgesicherten Arbeitsverhältnissen andere Formen annimmt – und ganz andere Aussichten auf Erfolg hat – als unter prekären Beschäftigungsbedingungen. Eine wichtige Rolle spielt zudem die Frage sozialer Netzwerke. Betroffene, die schon vor ihrer Erschöpfungserfahrung z.B. gewerkschaftlich aktiv waren, nutzen die – therapeutischen,

rechtlichen – Möglichkeiten des Umgangs mit der Situation in anderer Weise als Betroffene, die keine kollegiale Unterstützung erfahren und über ihre Rechte wenig wissen. Hier beschränkt sich Kritik meist vor allem auf die eigene Einstellung zur Arbeit oder auf das individuelle Vorgesetztenverhalten; alternative Handlungsmöglichkeiten innerhalb der Arbeit werden eher nicht gesehen.

Eine wichtige Rolle für eine positive Bewältigung der Erschöpfung spielen folglich etablierte soziale Netzwerke und stabile »Kritikroutinen«. Man könnte auch sagen: Je höher die (auch kollektive) Konfliktfähigkeit, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass Beschäftigte die Erschöpfungskrise letztlich für eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen nutzen können. Ehrenbergs These vom »Verschwinden des Konflikts« wäre davon ausgehend zu modifizieren: Mangelnde Konfliktbereitschaft verstärkt zwar das der Erschöpfungskrise aus Betroffenenensicht jeweils zugrundeliegende Problem. Umgekehrt kann eine Erschöpfung aber auch Anlass liefern, Konfliktressourcen zu (re-)aktivieren – und damit auch eine kritische Entidentifizierung mit Arbeitsinhalten und Unternehmenszielen erleichtern.

⇒ 4 Schlussbemerkung

Alle hier skizzierten Überlegungen zusammen genommen verstehe ich das soziale Phänomen Erschöpfung als eine Form der »somatisierten« Problematisierung gegenwärtiger gesellschaftlicher Konfliktlinien, namentlich des Widerspruchs zwischen einer radikalisierten Vermarktlichung aller gesellschaftlichen Sphären (zu denen eben auch »das Subjekt« gehört) und einem ebenso radikalisierten wie reduzierten Autonomieversprechen. Möglich wird dies sowohl durch veränderte Formen der Unternehmensorganisation wie vor dem Hintergrund eines tief greifenden gesellschaftlichen Wandels, der in einer historisch bislang ungekannten Weise Subjektivität als soziale, ökonomische und kulturelle Ressource erschließt. Der hier als Widerspruch bezeichnete Zusammenhang aus Vermarktlichung und Autonomie ist sicherlich konstitutiv für die »Rechtfertigungsordnungen« (Boltanski/Chiapello 2003) aller uns bekannten kapitalistischen Gesellschaften. Neu ist allerdings das Ausmaß, in dem Autonomieversprechen an – prinzipiell alle – Bürger*innen adressiert und von diesen gleichsam »einverleibt« werden (sollen). Eine wichtige Voraussetzung dafür ist die alltagsweltliche Hegemonie psychologischer Selbstführungstechniken, die einerseits die Selbststeuerungs- (und damit auch: Anpassungs-)Potenziale der Einzelnen substantiell erweitern, es andererseits aber auch erschweren, in der Sprache der

kollektiven Rechte sozial intellegible Ansprüche auf Teilhabe am Mehrprodukt zu artikulieren. Nicht zufällig gerät vor diesem Hintergrund die (psychosoziale) Gesundheit zu einem zentralen Terrain der Auseinandersetzung um die Beziehung von Subjektivität und Arbeit – mit bislang offenem Ausgang. Denkbar ist in der Tat beides: die Verfeinerung der – auch betrieblich zum Einsatz kommenden – expertengestützten, psychologisierenden Selbst- und Fremdkontrollmechanismen, ebenso wie eine Repolitisierung von Arbeit, die – im Namen der Gesunderhaltung der Arbeitskraft – auf der unüberbrückbaren Differenz zwischen dem Subjekt der Arbeit und dem Unternehmen beharrt. Ob für Letzteres eher die umfassende »Entpsychologisierung« des Alltagswissens oder aber gerade eine Repolitisierung und damit Stärkung der Psychologie als Wissensform notwendig ist, ist aus meiner Sicht derzeit nicht zu entscheiden. Sicher scheint mir bloß dies: Ohne eine umfassende kritische Bearbeitung der gegenwärtig vorherrschenden therapeutischen Ethik, welche die Verantwortung für gesellschaftliche Konflikte an die einzelnen Subjekte zurückbindet, wird eine emanzipatorische gesellschaftliche Aneignung der Erschöpfung eher schwierig werden.

⇒ Literaturverzeichnis

Albus, Christian; Ladwig, Karl-Heinz; Herrmann-Lingen, Christoph (2014): Psychokardiologie: Praxisrelevante Ergebnisse und Handlungsempfehlungen, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 139, 596-601.

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung, in: Ders., Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Staatstheorie, Hamburg/Berlin: Argument.

Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität. Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit, in: Soziale Welt 42, 6-19.

BdA, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (o.J.): Psychische Belastung, psychische Gesundheit, Download unter: http://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/id/de_psychische-belastung (Zugriff am 18.09.2015).

Blühdorn, Ingolfur (2013): Simulative Demokratie. Neue Politik nach der postdemokratischen Wende, Berlin: Suhrkamp.

Boltanski, Luc; Chiapello, Eve (2003): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK.

BPtK, Bundespsychotherapeutenkammer (2012): BPtK-Studie zur Arbeitsunfähigkeit. Psychische Erkrankungen und Burnout. Download unter: http://www.bptk.de/uploads/media/20120606_AU-Studie-2012.pdf (Zugriff am 18.09.2015).

Burisch, Matthias (2010): Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung, Berlin und Heidelberg: Springer.

Busch, Klaus (2012): Die Arbeitsunfähigkeit in der Statistik der GKV, in: Badura, Bernhard; Ducki, Antje; Schröder, Helmut; Klose, Joachim; Meyer, Markus (Hg.) (2012): Fehlzeitenreport 2012. Gesundheit in der flexiblen Arbeitswelt: Chancen nutzen – Risiken minimieren. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft, Heidelberg: Springer, 469-476.

Castel, Robert; Castel, Françoise; Lovell, Anne (1982): Psychiatrisierung des Alltags. Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Conrad, Peter (2005): The Shifting Engines of Medicalization, in: Journal of Health and Social Behavior 46.

DAK, Deutsche Angestellten Krankenkasse (2013): DAK-Gesundheitsreport 2013, Download unter: http://www.dak.de/dak/download/Vollstaendiger_bundesweiter_Gesundheitsreport_2013-1318306.pdf (Zugriff am 18.09.2015).

DGPPN, Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (2012): Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) zum Thema Burnout, Download unter: http://www.dgppn.de/fileadmin/user_upload/_medien/download/pdf/stellungnahmen/2012/stn-2012-03-07-burnout.pdf (Zugriff am 18.09.2015).

Dunkel, Wolfgang (1988): Wenn Gefühle zum Arbeitsgegenstand werden. Gefühlsarbeit im Rahmen personenbezogener Dienstleistungstätigkeiten, in: Soziale Welt 39, 66-85.

Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt/M: Campus.

Ehrenberg, Alain (2011): Das Unbehagen in der Gesellschaft, Berlin: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1991): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1996): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2008): Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia, Berlin: Merve.

Frances, Allen (2013): Normal – Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen, Köln: Dumont.

Freudenberger, Herbert, J. (1974): Staff burn-out, in: Journal of Social Issues 30, 159-165.

Gahntz, Christian; Graefe, Stefanie (i.E.): Burnout. Die widersprüchliche Logik der Therapeutisierung von Arbeitsstress, in: Anhorn, Roland; Balzereit, Marcus (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit, Wiesbaden: Springer.

Gleißmann, Wilfried; Peters, Klaus (2001): Mehr Druck durch mehr Freiheit. Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen, Hamburg: VSA.

Gorz, André (2000): Arbeit zwischen Misere und Utopie, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Graefe, Stefanie (2011): Formierte Gefühle – erschöpfte Subjekte, in: Koppetsch, Cornelia (Hg.): Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus. Zur Transformation moderner Subjektivität, Wiesbaden: VS, 139-154.

Graefe, Stefanie (2012): Vom Recht, ich sein zu dürfen. Einige Überlegungen zum Thema psychische Belastung durch Arbeit, in: Emanzipation. Zeitschrift für sozialistische Theorie und Praxis 2, 23-31.

Haas, Sibylle (2013): Land mit Phantomschmerzen, in: Süddeutsche Zeitung, Download unter: <http://www.sueddeutsche.de/karriere/debatte-um-burn-out-land-mit-phantomschmerzen-1.1587654> (Zugriff am 18.09.2015).

Hegerl, Ulrich (2011): Fünf Gründe gegen das Modewort Burnout, Download unter: <http://www.deutsche-depressionshilfe.de/stiftung/pm-fuenf-gruende-gegen-das-modewort-burnout.php> (Zugriff am 18.09.2015)

Hillert, Andreas; Marwitz, Michael (2006): Die Burnout-Epidemie oder: Brennt die Leistungsgesellschaft aus? München: C.H. Beck.

Hochschild, Arlie Russel (2006): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet, Wiesbaden: VS.

Honneth, Axel (2010): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung, in: Menke, Christiane; Rebentisch, Juliane (Hg.): Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus, Berlin: Kadmos, 63-80.

IG Metall (2012): Anti-Stress-Verordnung. Eine Initiative der IG Metall, Download unter: <http://www.igmetall.de/anti-stress-verordnung-eine-initiative-der-ig-metall-10336.htm> (Zugriff am 18.09.2015).

Illouz, Eva (2009): Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung, Wiesbaden: VS.

Kaschka, Wolfgang P.; Korczak, Dieter; Broich, Karl (2011): Modediagnose Burn-Out, in: Deutsches Ärzteblatt 108, 781-788.

Kleemann, Frank; Matuschek, Ingo; Voß, Günter G. (2002): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion, in: Moldaschl, Manfred; Voß, Günther G. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit, München/Mering: Hampp, 53-100.

Kleinschmidt, Carola (2014): Was man über Burn-out wissen sollte, in: Zeit Online, Download unter: <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2014-06/wichtigste-fragen-burn-out> (Zugriff am 18.09.2015).

Krause, Andreas; Dorsemagen, Corinna; Stadlinger, Jörg; Baeriswyl, Sophie (2012): Indirekte Steuerung und interessierte Selbstgefährdung: Ergebnisse aus Befragungen und Fallstudien. Konsequenzen für das Betriebliche Gesundheitsmanagement, in: Badura, Bernhard; Ducki, Antje; Schröder, Helmut; Klose, Joachim; Meyer, Markus (Hg.): Fehlzeitenreport 2012. Gesundheit in der flexiblen Arbeitswelt: Chancen nutzen – Risiken minimieren. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft, Heidelberg: Springer, 191-202.

Kury, Patrick (2012): Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt/M: Campus.

LIA, Landesinstitut für Arbeitsgestaltung des Landes Nordrhein-Westfalen (2014): Erkrankungsrisiken durch arbeitsbedingte psychische Belastungen, Download unter: http://www.lia.nrw.de/_media/pdf/service/Publikationen/lia_transfer/LIA_transfer_4.pdf, (Zugriff am 18.09.2015).

Maasen, Sabine; Elberfeld, Jens; Eitler, Pascal; Tändler, Maik (Hg.) (2011): Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern, Bielefeld: transcript.

Mackenzie, Catriona; Stoljar, Natalie (2000): Relational Autonomy. Feminist Perspectives on Autonomy, Agency and the Social Self, New York: Oxford University Press.

Neckel, Sighard; Wagner, Greta (2013a) (Hg.): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft, Berlin: Suhrkamp.

Neckel, Sighard; Wagner, Greta (2013b): Erschöpfung als »schöpferische Zerstörung«. Burnout und gesellschaftlicher Wandel, in: Dies., Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft, Berlin: Suhrkamp, 203-217.

Pawelzik, Markus (2011): Gefühlte Epidemie, in: Zeit Online, Download unter: <http://www.zeit.de/2011/49/M-Burnout-Kontra> (Zugriff am 18.09.2015).

Pech, Eberhard; Freude Gabriele (2010): Zusammenhang zwischen eingeschränktem Gesundheitszustand und Arbeitslosigkeit, Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Dortmund, Download unter: http://www.baua.de/de/Publikationen/Fachbeitraege/artikel22.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (Zugriff am 18.09.2015).

Pongratz, Hans J.; Voß, G. Günter (1999): Vom Arbeitnehmer zum Arbeitskraftunternehmer. Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft, in: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzung, Berlin: edition sigma, 225-247.

Rastetter, Daniela (2008): Zum Lächeln verpflichtet. Emotionsarbeit im Dienstleistungsbereich, Frankfurt/M: Campus.

Rogge, Benedikt (2013): Wie Arbeitslosigkeit unter die Haut geht. Identitätsprozess und psychische Gesundheit bei Statuswechseln, Konstanz: UVK.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin-Verlag.

Siemens, Stephan; Frenzel Martina (2014): Das unternehmerische Wir. Formen der indirekten Steuerung in Unternehmen, Hamburg: VSA.

Steinke, Mika; Badura, Bernhard (2011): Präsentismus. Ein Review zum Stand der Forschung, Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Dortmund, Download unter: http://www.baua.de/de/Publikationen/Fachbeitraege/Gd60.pdf?__blob=publicationFile&v=7 (Zugriff am 18.09.2015).

Tullius, Knut (1999): Dezentralisierung, Vermarktlichung und diskursive Koordinierung: neue Rationalisierungsstrategien und deren Auswirkungen auf die unteren Produktionsvorgesetzten. Eine Fallstudie aus der Automobilindustrie, in: SOFI-Mitteilungen 1999/27, 65-82.

Vobruba, Georg (2009): Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse, Wiesbaden: Springer VS.

Vogel, Berthold (2009): Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen, Hamburg: Hamburger Edition.

Voss, G. Günter; Weiss, Cornelia (2013): Burnout und Depression - Leiterkrankungen des subjektivierte Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?, in: Neckel, Sighard; Wagner, Greta (Hg.), Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft, Berlin: Suhrkamp, 29-57.

Wehling, Peter; Viehöfer, Willi; Keller, Reiner; Lau, Christoph (2007): Zwischen Biologisierung des Sozialen und neuer Biosozialität: Dynamiken der biopolitischen Grenzüberschreitung, in: Berliner Journal für Soziologie 17, 547-567.

Zitationsvorschlag:

Stefanie Graefe (2015): Subjektivierung, Erschöpfung, Autonomie: eine Analyseskizze (Ethik und Gesellschaft 2/2015: Depression und subjektivierte Arbeit).

Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2015-art-3> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft

ökumenische zeitschrift für sozialetik

2/2015: Depression und subjektivierte Arbeit

Alexander Hirschfeld: Arbeit und psychische Erschöpfung:
Zur Genese und Entwicklung des Konzepts Burnout

Greta Wagner: Arbeit, Burnout und der buddhistische Geist
des Kapitalismus

Stefanie Graefe: Subjektivierung, Erschöpfung, Autonomie:
eine Analyseskizze

Martin Schütte: Depression, Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit:
Empirische Befunde

Ralf Kronig: Praxisbericht zu betriebspolitischen Hand-
lungsmöglichkeiten bei SAP SE

Martina Frenzel, Stephan Siemens: Die Teamanalyse als
Instrument der betrieblichen und gewerkschaftlichen Burn-
out-Prävention

Andrea Fergen: Neue Arbeitswelt – alter Arbeitsschutz. Die
Anti-Stress-Initiative der IG Metall

Matthias Möhring-Hesse: ... und wieder nicht befriedet. Die
neue-alte Widersprüchlichkeit subjektivierter Arbeit

Torsten Meireis: The Circle: Die neue Kolonisierung des
inneren Menschen